



Bericht zum 28. Basler Renaissancekolloquium

am 17. Mai 2013

Franziska Hilfiker, Nicolai Kölmel

«Vermessungen»

Unter dem Titel ‚Vermessungen‘ gab das 28. Basler Renaissancekolloquium den Referenten Raum, sich mit Formen, Methoden und Möglichkeiten des (Ver-)Messens auseinanderzusetzen. Doch nicht allein der ‚Vermessung der Welt‘ sollte in den Vorträgen nachgegangen werden, sondern mit und durch diese sollte sich auch der Vermessung von ‚Renaissance‘ als Denkfigur und Epochenbeschreibung angenähert werden.

Mit Jörg Dünne (Literaturwissenschaft, Erfurt), Koenraad van Cleempoel (Kunstgeschichte, Hasselt) und Achim Landwehr (Geschichte, Düsseldorf) waren drei Referenten eingeladen, welche sich in ihren Forschungen schon länger in besonders interessanter und ergiebiger Weise mit ‚Vermessungen‘ in der Frühen Neuzeit auseinandersetzen.

Prof. Dr. Achim Landwehr (Düsseldorf):

„Die Zeiten ändern sich. Zeitmessung und Macht in der Frühen Neuzeit“

Im Auftaktvortrag ging der Historiker Achim Landwehr der Verzahnung von Zeitmessung und Macht in der frühen Neuzeit nach. Unter drei Gesichtspunkten – Zeitmessung und Identität, Zeitmessung und Disziplinierung sowie Zeitmessung und Strafe – wurde die Frage gestellt, wie in bestimmten historischen Konstellationen Zeitmessung als Machtmittel eingesetzt wurde.

Inwiefern Zeitmessung zur Konstruktion und Bewahrung kollektiver Identität dienen konnte, wurde am Beispiel Robinson Crusoes anschaulich eingeleitet. Der Referent erinnerte daran, wie der Schiffbrüchige, nachdem dieser sein physisches Überleben gesichert hatte, als erste kulturelle Handlung am Strand der Insel einen Kalender errichtet habe, um Sonn- und Feiertage nicht zu verpassen. Diese zeitliche Synchronisation mit der Heimat ermöglichte es ihm, sich – über alle räumlichen Entfernungen und kulturellen Grenzen hinweg – der steten Teilhabe an der englisch-europäisch-christlichen Zivilisation zu versichern.

In ganz ähnlicher Weise, so Achim Landwehr weiter, diene die Schaffung einheitlicher Zeiträume in der Frühen Neuzeit Obrigkeiten dazu, politisch-territoriale oder konfessionelle Zusammengehörigkeiten zu befördern oder – umgekehrt – sich von anderen abzugrenzen. Als besonders eindrückliches Beispiel, führte der Referent die 1582 von Papst Gregor XIII initiierte Kalenderreform und die folgende, konfessionell konnotierte Konkurrenz von Julianischem und

Gregorianischem Kalender an: Während katholisch regierte Staaten die neue Zeitrechnung meist unmittelbar annahmen, wurden in protestantischen Gebieten Tage und Monate teils bis ins 18. Jahrhundert nach altem System gezählt, um sich damit von der katholischen Kultur abzusetzen.

Im zweiten Teil seines Vortrages thematisierte Achim Landwehr den Zusammenhang von Zeitmessung und Disziplinierung am Beispiel von Zeitstrukturierungen im höfischen Umfeld. Insbesondere der technischen Entwicklung der Pendeluhr Mitte des 17. Jahrhunderts kam, so der Referent, eine besondere Bedeutung zu. Durch ihre sekundengenaue Präzision wurde sie bei Hofe mehr und mehr zum tagesstrukturierenden Werkzeug, das den Ablauf der Geschäfte gewissermaßen per Glockenschlag diktierte. Genaue Zeitvorgaben und Tagespläne bildeten für die höfische Gesellschaft aber nicht nur ein disziplinierendes Organisationskorsett, sondern spiegelten auch die hierarchischen Verhältnisse wider, die von Untergebenen Pünktlichkeit verlangten und Höhergestellte als Taktgeber über deren Zeit verfügen ließen. Die zunehmende Präsenz der Zeitmesser in Schlossbauten des 17. Jahrhunderts, lassen sich vor diesem Hintergrund durchaus als Disziplinierungswerkzeuge und Machtsymbole verstehen.

Doch nicht nur die Forderung Zeitvorgaben einzuhalten wurde, so die Überleitung zum dritten Teil des Vortrages, als Disziplinierungsmittel eingesetzt, sondern auch das Warten. Unter Bezugnahme auf Pierre Bourdieu wurde Warten und Wartenlassen – wie es sich beispielsweise im Antichambrieren bei Hof manifestierte – als Ausdruck ausgeübter und erduldeten Macht aufgefasst. In diesem Sinne sei, so der Referent in seinen Ausführungen über Zeitmessung und Strafe, die Gefängnishaft als Extremform des Wartenlassens zu verstehen. Denn diese würde nicht allein die räumliche Bewegungsfreiheit einschränken, sondern dem Bestraften auch die Verfügbarkeit über eigene Lebenszeit entziehen. Leitthese des letzten Vortragsteils war, dass die Verschiebung der Strafpraxis von Körperzüchtigung hin zum Zeitentzug damit als Indikator dafür dienen könne, ab welchem historischen Zeitpunkt die Gestaltbarkeit je eigener Lebenszeit als bedeutsamer Wert durch die Gesellschaft anerkannt worden sei. Obwohl sich in der Entwicklung des Gefängnisses von einem Ort des Festhaltens hin zu einer Zeitbestrafungsanstalt keine lineare Entwicklung ausmachen lässt und auch andere, beispielsweise ökonomische oder pädagogische Faktoren Eingang in neue Strafkonzeppte fanden, konnte der Referent für die Zeit des 16. und vor allem des 17. Jahrhunderts eine Schwerpunktverlagerung in der Strafpraxis hin zu Zeitentzugsstrafen feststellen. Das Konzept der in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts gegründeten Amsterdamer Strafanstalten, das Zeitentzug konsequent mit Arbeitseinsatz kombinierte, fand bis 1700 in Europa weite Verbreitung.

Alle drei von ihm angesprochenen Aspekte, so fasste Achim Landwehr zum Schluss seines Vortrages zusammen, zeigten für das 17. Jahrhundert eine gestiegene gesellschaftliche Sensibilität für den Faktor ‚Zeit‘ und für die ‚Zeitmessung‘, die eine weitere Beschäftigung mit diesem Komplex lohnend erscheinen lassen.

Koenraad van Cleempoel (Hasselt) „(Re)Presenting scientific instruments for measurement“

Den zweiten Vortrag des Nachmittags bestritt der Kunsthistoriker Koenraad van Cleempoel, der sich in seiner material- und bilderreichen Präsentation mit wissenschaftlichen Messinstrumenten der frühen Neuzeit auseinandersetzte. Vor allem drei Leitfragen bestimmten dabei die Ausführungen: Wie können wissenschaftliche Instrumente als Verdinglichung von Wissen aufgefasst werden? Welche ikonographischen Funktionen kommen ihnen in bildlichen Repräsentationen zu? Und: Auf welchen Wegen fand solchermassen in Dingen kondensiertes Wissen zu bestimmten Zeiten geographische Verbreitung?

In seinem Beitrag konzentrierte sich Koenraad van Cleempoel weitgehend auf Astrolabien und Armillarsphären, auf Instrumente also, die zur Messung und modellhaften Darstellung astronomischer Gegebenheiten dienten. Andere frühneuzeitliche Messwerkzeuge, wie Jakobsstäbe, Goniometer und Theodoliten zur Winkelmessung; Proportionszirkel, Pantographen und andere Hilfsmittel zur Perspektiv- und Proportionserfassung sowie geodätische Repräsentationsformen wie Karten und

Globen wurden bildlich kurz vorgestellt, ohne aber im knappen zeitlichen Rahmen die Unterschiedlichkeiten zwischen Mass- und Darstellungsmitteln ansprechen zu können. Dennoch machten die Beispiele bereits deutlich, worauf der Referent dann in seiner ausführlichen Präsentation von Astrolabien und Armillarsphären hinwies: Komplexität, Feinheit, Präzision und Schmuck der Instrumente machen den hohen Grad an handwerklicher Meisterschaft, an geometrischem, stereometrischem und astronomischem Wissen sowie an künstlerischen Fertigkeiten deutlich, das zur Verfertigung solcher Instrumente nötig war. Orte, welche die Produktion solch voraussetzungsreicher Objekte im 16. und 17. Jahrhundert ermöglichten – etwa Antwerpen oder Löwen –, mussten daher Akteure ganz verschiedener Art hervor- und zusammenbringen. Geldgeber, Gelehrte, Graveure und Goldschmiede, Kartographen, Kaligraphen und Künstler waren an der Entstehung beteiligt und vereinten – wie beispielsweise der Globenhersteller, Kartenmacher und Instrumentenkonstrukteur Gerhard Mercator (1512-1594) – nicht selten mehrere der Voraussetzungen in einer Person.

In der ikonographischen Verwendung von Astrolabien und Armillarsphären lässt sich zunächst, so Koenraad van Cleempoel, eine klare Bevorzugung der dreidimensionalen Himmelskugel gegenüber dem planimetrischen Astrolabium feststellen. Ob die Ursache hierfür darin lag, dass letzteres weniger verbreitet und daher vom Betrachter schwerer zu erkennen war, oder darin, dass die zweidimensionalen Objekte sich in die Darstellungslogik einer um räumliche Perspektive bemühten Malerei schwerer einfügten, lässt sich schwer feststellen. Prinzipiell jedoch, so können die Ausführungen zusammengefasst werden, erfüllen die beiden Instrumentengattungen grob drei verschiedene ikonographische Funktionen: als Attribut zur Kennzeichnung der Profession des Dargestellten – beispielsweise in Jan Vermeers Astronom von 1668 aus dem Louvre –, als Zeichen allgemeiner Gelehrsamkeit und Bildung – etwa in Vittore Carpaccios 1502 entstandene Vision des Heiligen Augustinus aus der Scuola San Giorgio degli Schiavoni in Venedig – und schliesslich als eher allegorisches Element anderer Bildaussagen, wie in Jan Gossaerts Mädchenportrait mit Armillarsphäre aus der National Gallery London. Mit Blick auf die Bibliothek des Escorial, die dortige Sammlung wissenschaftlicher Instrumente aus Flandern und ihrer bildlichen Resonanzen in den Deckenfresken Pellegrino Tibaldis konnte Koenraad van Cleempoel abschliessend einen Eindruck vermitteln, wie sich anhand der Astrolabien und Armillarsphären Wissenstransfer von Flandern nach Spanien nachvollziehen lässt.

Prof. Dr. Jörg Dünne (Erfurt):

„Zonen und Orte: Die Klimatheorie der Renaissance zwischen Kosmographie und Topographie“

Der Literaturwissenschaftler Jörg Dünne widmete sich in seinem Vortrag der Historizität und Traditionsbildung von Modellen der Klimatheorie. Dabei scheint das Zusammenbringen von ‚Klima‘ und ‚Vermessen‘ - aufgrund der vermeintlichen Schwierigkeit ‚Klima‘ messend zu erfassen - auf den ersten Blick Widerstand zu evozieren. Doch die Ausarbeitung und Diskussion von Modellen der Klimatheorie ist ein Phänomen, das sich unter dem Blickwinkel der *longue durée* von der Antike bis heute (gedacht sei beispielsweise an das climatechnologische CERN-Projekt) erstreckt. Jörg Dünnes Vortrag zielte darauf ab, Klima nicht als eine zeitlose Konstante aufzufassen, sondern dem Beitrag der Renaissance zu einer Modellbildung nachzugehen, die - in Übereinstimmung mit heutigen Vorstellungen - Klima als eine variable Grösse auffasst. Einer solchen im Spannungsfeld von Kosmologie und Topografie beheimateten Theorie folgte der Referent über drei Stationen von der Antike über Jean Bodin bis zu Michel de Montaigne.

In der antiken Geografie beruhte die Vermessung des Klimas auf einer statischen Konzeption, die den Menschen als sesshaft und das Klima als eine Determinante begriff. Wie die Etymologie des Lexems *clima* zeigt, wurden Klimata als parallel zum Äquator verlaufende Linien gedacht. Die antike Klimatheorie orientierte sich an einer Nord-Süd-Achse, in welcher Klimamessung und Klimabestimmung untrennbar mit der Breitengradbestimmung zusammenhingen. Sinnfällige Klimaunterschiede wurden mit dem Hinwegbewegen über die Breitengrade erklärt und die Breitengradeinteilung letztlich ästhetisch, d.h. über die sinnliche Wahrnehmung, motiviert. Als Klimatheoretisch folgenreich erwiesen sich im Besonderen zwei Elemente: Die Zusammenfassung einzelner Klimalinien zu Klimazonen (vgl. beispielsweise Macrobius und die Einteilung der Welt

entlang dieser Nord-Süd-Achse in die Zonen kalt – gemässigt – heiss). Und die (politische) Operationalisierbarkeit dieser Vermessungen mit der Mitte als einer bevorzugten Zone (Mesotes-Konzept). Die theoretische Ausarbeitung globaler Klimazonen und ihre Zentrierung lassen sich bei Jean Bodin (1529-1596) weiterverfolgen. Bodin folgt in seiner Klimatheorie einer scheinbar streng mathematischen Logik und dem Impetus, soweit wie möglich von einer subjektiven körperlichen Wahrnehmung zu abstrahieren und auf Theoretisch-Mathematisches zu rekurrieren. Er unterteilt die Welt klimatisch in drei 30° umfassende Zonen, die ihrerseits noch einmal in Unterzonen unterteilt werden können. Die Breite wird zur einzig wichtigen mathematischen Bezugsgrösse.

Doch auch normative Setzungen werden sichtbar: So greift Bodin das Aristotelische Denken eines privilegierten Zentrums auf und versteht das, was er als Mitte fasst (Mittel- und Teile Süd-Europas), als bevorzugte Ausgleichszone zwischen zwei Extremen. Da Bodin von der Übereinstimmung von klimatischem Zonenmodell und Mikrokosmos des Menschen ausgeht, hat diese ‚Gute Mitte‘ Auswirkungen auf Ökonomie und Politik. Laut Bodin, sind deren Bewohner den Bewohnern anderer Gebiete ökonomisch und politisch überlegen, worauf die Begründung einer in der klimazonalen Mitte situierten Weltrepublik fussen könnte. Hier offenbart sich ganz besonders der eminent machtpolitische Faktor von Modellen der Klimatheorie, zeigt sich das Klima als Machtfigur die Vermessung der Welt widerspiegelt die Ordnung einer Macht.

Doch auch Jean Bodins Klimamodell ist als ein statisches zu verstehen, welches von der Sesshaftigkeit der Bewohner innerhalb einer Klimazone ausgeht. Mit einem Analogieschluss zur Verpflanzung von Gewächsen argumentierend unterstellt Bodin, dass auch Menschen beim ‚Versetzen‘ von einer Klimazone in eine andere verkümmern würden.

Gerade diese Annahme einer klimatischen Stabilität, welche der Klimatheorie Bodins zugrunde liegt, ist es, welche Michel de Montaigne (1533-1592) in Zweifel zieht. Für ihn stellt Klima nicht eine determinierende Grundlage des Menschen dar, sondern fungiert umgekehrt als Instrument zur Hinterfragung solch statischer Konzeptionen. Montaignes klimattheoretisches Paradigma ist das der Diversität. Seine Theorie offenbart eine Sicht, welche Welt als Bewegung definiert, aus der eine positiv konnotierte Diversität resultiert: Während Bodin in negativem Sinne argumentiert und bei einem Klimawechsel von Lebewesen deren notwendigen Verfall postuliert, nehmen nach Montaigne Lebewesen mit ihrer Verpflanzung neues Verhalten an, sind sie fähig, sich ihrer Umwelt anzupassen und sich zu verändern. Einzige Konstante in Montaignes Modell ist die Veränderung selbst. Montaigne kritisiert Jean Bodins sesshaftes und statisches Verständnis von Klima und damit zusammenhängend auch die Figur des seinerseits ortsfesten Kosmografen, der von seiner Studierstube aus Theorien entwirft. Montaigne selbst hinwiederum, dessen Klimamodell eines der positiven Diversität, der Bewegung und des Wandels ist, verkörpert den Gegenentwurf zum statischen Kosmografen: den beweglichen Topografen, welcher zur Erkenntnis der Klimazonen das Element des Reisens als unumgänglich betrachtet. Damit entwirft, nach Dünne, Montaigne eine Art frühneuzeitlicher ‚Mesologie‘, die Reisen als klimatisierten und zugleich klimatisierenden Faktor begreift. In diesem Spannungsverhältnis zwischen Bodin und Montaigne, zwischen determinierender Klimatheorie und dem Verständnis von Klima als Variable, wird die Relation – oder vielmehr: Reibung - zwischen Kosmografie und Topografie, welche Jörg Dünne zu Beginn des Vortrages in seinem Titel anklingen liess, erkennbar.